

# Vom Werden der Dichterin Auguste Supper

Von Karl Greiner

Eines der Werke von Auguste Supper trägt den Titel „Aus halbvergangenen Tagen“. Darin hat sie – bereits gealtert – Rückerinnerungen an ihre Kindheit und Jugend gegeben. Blättern wir darin, so tritt uns vor allem das bescheidene Oberamtsstädtlein Calw aus dem Ende des vorigen Jahrhundert lebendig vor Augen. Niemand im Städtlein hat wohl damals geahnt, daß die kleine Auguste, die mit ihren Eltern und Geschwistern von Aalen nach Calw übersiedelt war, einst die hervorragende Schwarzwalddichterin werden sollte. Und nun – zwölf Jahre nach ihrem Tode scheint es, als sei ihr Leben und Wirken schon weithin der Vergessenheit anheimgefallen. Mögen daher einige Streiflichter an das Werden der Dichterin erinnern.

In ihrem ersten Calwer Schulheft hat sie, die schon fünfjährig in Aalen kurz die Schule besucht hatte, ihre Personalien wie folgt angegeben: „Auguste Schmitz, in Pforzheim geporen und nach Galb gegommen, 1873“. Der Vater, Albrecht Schmitz, war in jenem Jahr Bahnhofswirt in Calw geworden. Es war aber für die Auguste kein freudiger Einzug in das neuerbaute Bahnhofsgebäude. Beengend empfand das freiheitliebende Kind einen Aufenthalt in dem abgelegenen massigen Steinbau. „Ich will halt wieder fort“, war der schmerzliche Ausruf, mit dem es tagelang unter Tränen die Mutter bestürmte. Und doch – auch dieser Sturm ging vorüber. Mehr und mehr zeigten sich in dem anfänglich so verachteten Calw Lichtpunkte, von denen sich die Auguste angezogen fühlte. Und – merkwürdig bei einer Sechsjährigen – zu diesen Lichtpunkten gehörte für sie vor allem die Schule.

Es war zunächst der Lehrer Roos an der Volksschule, mit dem sie schon bald ein inneres Band verknüpfte. Sie empfand an ihm, wenn auch noch halb unbewußt, seine aufrichtige Frömmigkeit und seinen Gerechtigkeitsinn und fühlte sich in hohem Maße zu diesem Manne hingezogen. Als sie dann später die Töchterschule besuchen durfte, lernte sie den völlig andersgearteten Schulleiter Ansel kennen, der – streng bis zur Härte – es als seine vornehmste Aufgabe ansah, seinen Schülern den Ernst des Lernens beizubringen. Es fiel der Auguste oft schwer, sich mit dem tiefen Ernst des Lehrers abzufinden. Doch, sie tat es, und noch in ihrem späteren Leben denkt sie mit Dank an diesen Mann zurück: „Er hat mich gelehrt, Aufsätze zu machen. Wenn er die Zensuren ablas, das Samtkäppchen auf Sturm gerückt, dann klopfen die Herzen an die Rippen. ‚Auguste Schmitz‘, hat er dann bisweilen gerufen, ‚host wieder kei Dispositio gmacht und gottserbärmlich gsudelt; aber sonst Respekt!‘“

Was die Auguste an Wärme beim Herrn Ansel vermißte,

das fand sie in hohem Maße bei dem Helfer (= Diakon) Haering – dem späteren Theologieprofessor – der in den Religionsstunden ihr Herz gewann. Noch im Alter spendet sie ihm hohes Lob: „Für mich und meine Bedürfnisse muß dieser Helfer die rechte Methode und Tonart gehabt haben, denn wenn ich an den Mann und die Stunden unter seinen Augen denke, ist mir wohl, als sitze ich im hellen Sonnenschein.“

Über ihre Eltern und Großeltern berichtet uns Auguste Supper mancherlei Interessantes, woraus wir ersehen, daß Preußenblut und Schwabenblut gleicherweise in den Adern der Dichterin rollte. Dies war wohl mit die Ursache die es ihr ermöglichte, in ihren Werken das Gemütvolle des echten Schwaben mit der Strenge des typischen Preußen harmonisch zu verbinden; doch scheint der Schwabe den Preußen erheblich überwogen zu haben. Der Vater, Sohn des Kapellmeisters am Theater zu Mainz, sollte Apotheker werden. Er entlief aber der Lehre und wurde nach seinem Wunsch Bierbrauer. Auf diesem Beruf hatte er wenig Glück. Er kam sodann nach seiner Verheirathung mit der Tochter eines wohlhabenden Bauern in Deufringen über Pforzheim und Aalen, wo ihn jeweils geschäftliche Ungunst heimgesucht hatte, als vierzigjähriger Mann nach Calw.

Sowohl von den Eltern wie von den Großeltern hat die Dichterin zweifellos einen Fonds von wertvollem Erbgut mitbekommen. Von den väterlichen Großeltern eine Dosis Künstlerblut, von den mütterlichen Ahnen dagegen den Sinn für Bauerntum in unverfälschter Gestalt. Weit entfernt ist aber Auguste Supper von der so lange Zeit herrschenden Annahme, wonach die Blut- und Erbtheorie imstande sein sollte, alle Geheimnisse über die Herkunft des Menschen zu entschleiern. Mit vollem Recht sagt sie dazu: „Daß wir wenn uns ein kleiner lieber Menschenkörper in die Wiege gelegt wird, noch etwas Unbekanntes, nicht aus uns Stammendes mitbekommen – diese Ahnung konnte ich nie zurückweisen.“ Und dieses „Unbekannte“ war auch in ihrem Leben der wesentlichste Faktor, gleichsam der Motor, der die wertvolle Erbmasse in Bewegung setzte.

Über ihr inneres Streben sagt uns die Dichterin beim Rückblick auf ihre Jugendzeit: „Um zwei Dinge war ich stets bemüht. Es war dies das Religiöse und das Bücherschreiben. Und nach wie vor blieb ich in beidem auf schmale Kost gesetzt.“ Als Schülerin war es lange Zeit ihr Wunsch, Pfarrer zu werden. Sie sah aber schließlich ein, daß dies für ein Mädchen nicht möglich sei. Da wurde in ihrem Innern ein Gedanke lebendig, der sie gleich mit magischer Gewalt erfaßte, und der für ihr Leben maßgebend wurde, der Gedanke: Auch



außerhalb der Kirche ist es möglich – nämlich auf dem Wege des Schriftstellers und Dichters – den Mitmenschen das mitzuteilen, was uns im Innersten bewegt. Von der Theorie gelangte sie rasch zur Praxis. Sie begann mit einem Drama, betitelt „Rose“. Diese Arbeit blieb aber unvollendet. Nach längeren Versuchen gelang es ihr sodann in Pforzheim und Heilbronn, je in einer Tageszeitung eine ihrer jugendlich hingeworfenen Erzählungen unterzubringen. Zu ihrem Schmerz wurden diese aber nicht honoriert. Erst erheblich später erlangte sie für ein Gedicht, das eine Berliner Zeitung veröffentlicht hatte, ihr erstes Honorar, mit dem namhaften Betrag von 2 Mark 50 Pfennig.

Die Schulferien verbrachte die Auguste, zusammen mit ihren beiden Schwestern, gewöhnlich in Deufringen bei den mütterlichen Großeltern. Großvater Butz – am Platze besonders geschätzt durch großzügig geübte Nächstenliebe – war der geeignete Mann, die Enkelkinder liebevoll einzuführen in das Leben und Treiben der bäuerlichen Bevölkerung. Dort wurde für die Auguste das lebendig, was in ihren späteren Schriften so anziehend wirkt: Zeugnisse der Naturverbundenheit und Kennzeichnung des echten Bauerntums.

Die große Tierliebe, die uns bei Auguste Supper immer wieder begegnet, ist vor allem zurückzuführen auf das Vorbild, das darin der Vater für sie geworden war. Bahnhofswirt Schmitz, zwar geschäftstüchtig, ging keineswegs auf in den beruflichen Pflichten, er war auch begeisterter Jäger und dennoch – oder gerade deshalb – auch ein großer Tierfreund. Dies fühlten nicht nur seine Jagdhunde, nein, auch so manches kranke und verunglückte Tier, das er im Rucksack vom Walde nach Hause brachte, damit es dort gepflegt werden konnte. Auf diese Weise entstand beim Bahnhofsgelände allmählich eine kleine Menagerie, welche besonders die Auguste zu betören hatte.

Wie alles auf der Welt ging auch die Schulzeit der Auguste Schmitz zu Ende. Am letzten Schultag ging sie laut weinend durch die Stadt dem Bahnhof zu. Als sie unterwegs über den Grund ihres Weinens befragt wurde, kam unter Tränen die Antwort: „Weil i nimmer in d' Schual geha därf.“ Wohl ein seltenes Beispiel! Es zeigt uns aber die Lernbegierde dieser einzigartigen Schülerin.

Streng war der Dienst in der Bahnhofswirtschaft, in den die Auguste nun eintreten mußte. Nur in den Mußestunden war es ihr möglich, das zu pflegen, was ihr Lebenselement geworden war: Lesen und Schreiben. Es gab aber auch im Dienst gewisse Lichtblicke. Sie wurde bekannt mit so mancherlei Menschen – Reisegäste, die in

der Bahnhofswirtschaft einkehrten – niedere und hohe, bis hinauf zu dem Prinzen Wilhelm, der bei seinen Jagdfahrten ins Enztal gewöhnlich beim Calwer Bahnhofswirt einzukehren pflegte. Auch andere bedeutende Persönlichkeiten lernte sie kennen. Interessant ist, was sie uns über Josef Viktor von Scheffel berichtet: „Ein oft zukehrender Gast war Scheffel, wenn er nach oder von der Mettnau unterwegs war. Seinen Trompeter und mehr noch seinen Ekkehard hatte ich mit glühender Begier gelesen und Worte der innigsten Huldigung brannten mir im ehrfürchtigen Herzen. Aber der durchaus nicht zugänglich aussehende, wenig freundliche Mann, verhandelte leider meist nur mit meinem Vater über die Weinkarte. Was Wunder, daß sich mir das Zitat aufdrängte: ‚Doch den Rotwein trank er selber.‘“

Zum Bahnhofswirt Schmitz kamen aber auch so manche ehrsame Bürger der Stadt Calw. Aufgeschlossen für Ernst und Heiterkeit, allermeist aber für so mancherlei Schicksale, die bei den Gesprächen im Vordergrund standen, konnte die Auguste als diensttuende Haustochter dabei viel Menschenkenntnis erlangen. Wir dürfen daher zusammenfassend sagen: eine Hochschule eigener Art hat die spätere Dichterin in Calw absolviert. Was sie dort auf mancherlei Gebieten erlernen konnte, hat später reiche Früchte getragen.

Zu den vielen Anerkennungen, die sie im Laufe der Zeit erfahren durfte, hier nur ein Beispiel. Kein Geringerer als Theodor Heuss hat schon vor mehr als einem halben Jahrhundert unserer Schwarzwalddichterin höchstes Lob gespendet und hat als Probe ihres Könnens eine der Erzählungen aus ihrem ersten Novellenband in der Naumannschen „Hilfe“ abgedruckt.

Den Ehebund mit dem Juristen Otto Heinrich Supper schloß Auguste Schmitz im einundzwanzigsten Lebensjahr. Von ihrem Gatten, der an ihren hohen Beruf glaubte, wurde sie dann immer wieder angespornt, die ihr verliehenen Gaben zur höchsten Vollendung auszubilden und fruchtbar zu gestalten. So erschienen in rascher Folge Erzählungen, Novellen und Romane, die den Namen der Auguste Supper in immer weitere Kreise trugen.

Es ist nicht unsere Absicht, darauf im einzelnen einzugehen. Hier sollte nur das Werden der Dichterin aufs neue beleuchtet werden. Möge dieser kurze Abriss dazu dienen, uns der Erkenntnis näher zu bringen, die einer der vielen Rezensenten der Werke von Auguste Supper in die Worte gefaßt hat: „Was des Schwarzwalds Schönheit und Charakter dem deutschen Lande ist, das ist Supper in unserer Dichtkunst.“